5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger
für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 16, Ecke Hochstraße 12 bis 14 bezw. Föltergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Hochstraße; für Redaktion: Föltergasse. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 1216 Redaktion Nr. 423, Expedition und Druckerei Nr. 312. — Hauptfilialen: Ebene Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1553) und Fürstr. 7, in Eisleben (Tel. Nr. 1405). — Verantwortlich für die Redaktion: Konrad Pabst in Halle a

Nummer 121 — Halle a. S., Montag, den 21. Dezember — 1914

Der Kaiser wieder an der Front.

(W. T. B.) Amtlich. Großes Hauptquartier, 20. Dezember. Seine Majestät der Kaiser hat sich, nachdem er wieder völlig hergestellt ist, aufs neue zur Front begeben.

Oberste Heeresleitung.

Kämpfe und Siege unserer Bundesgenossen.

(W. T. B.) Wien, 20. Dezember. Amtlich wird verlautbart: In den Karpathen wurden gestern die feindlichen Vortruppen im Latorcza-Gebiet zurückgeworfen. Nordöstlich des Lupkower Passes entwickeln sich größere Kämpfe. Unser Angriff aus der Front Krosno-Zakliczin gewann allenthalben Raum. Im Bialatal drangen unsere Truppen bis Tuchow vor. Die Kämpfe am unteren Dunajec dauern fort. Die Russen haben sich somit in Galizien mit starken Kräften neuerdings gestellt. In Südpolen erreichten wir die Nida.

Der stellvertretende Chef des Generalstabes v. Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Fortdauer der heftigen Yser-Kämpfe.

Amsterdam, 20. Dezember. „Telegraaf" meldet aus Sluis: Heute morgen war das Wetter günstig, nachmittags aber jagte der Sturm wieder über Land und See, und der Regen goß aus den Wolken, was aber nicht verhinderte, daß die Kanonen weiter donnerten, denn der Kampf an der Yser wird heftig fortgesetzt. Das Seegeschütz schweigt auch selten. Züge mit Verwundeten kommen nach Brügge; die meisten gehen in östlicher Richtung weiter. Die Gerüchte von der Besetzung Ostendes sind natürlich falsch. Die Ordnung in den Küstenorten wird durch die Feuerwehr aufrecht erhalten und viele Küstenorte sind von der Bevölkerung verlassen worden. Auch bei Dixmuiden und Ypern wird gekämpft. Daß Roulers in den Verbündeten besetzt ist, ist nicht wahr, ganz gleich, was die englischen Zeitungen darüber berichten mögen. Der Kampf tobt noch immer zwischen dieser Stadt und Ypern. (V. Z.)

Der Vormarsch in Russisch-Polen.

Wien, 20. Dezember. Der Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblattes", Leonhard Adelt, meldet aus dem k. k. Kriegspressequartier: Das Vorrücken der verbündeten Armeen in Russisch-Polen vollzieht sich bewundernswert exakt. Die österreichische Armee legte bis 50 Kilometer an einem Tage zurück, angesichts der russischen Winterverhältnisse eine achtenswerte Leistung. (B. T.)

Die deutschen Freiwilligen in der Schlacht bei Limanowa.

Wien, 20. Dezember. Der Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblattes" meldet aus dem k.k. Kriegspressequartier: Die auf das westgalizische Kampffeld abgezweigten deutschen Truppen kamen gleich nach ihrer Ankunft ins Gefecht. Unter den Mannschaften der betr. Regimenter befanden sich bis 60 Proz. Freiwillige. Diese waren in ihrem jugendlichen Feuereifer nicht zu halten und stürmten in der mehrtägigen Schlacht bei Limanowa die von den Russen befestigten Abhänge von Mordarka mit wahrer Todesverachtung. Der Sieg war vollständig. In ihrer nächsten Nähe fielen zahlreiche heldenhaft zu Fuß kämpfende Honvedhusaren, darunter Rittmeister Graf Leonhard Thun. Die aus der Front gebrachten verwundeten Deutschen genossen unterwegs liebevolle Pflege. In Sanbusch beherbergte Erzherzog Karl Stephan die verwundeten deutschen Offiziere in seinem Schloß. (B. T.)

Der serbische Pyrrhus-Sieg.

Sofia, 20. Dezember. Ein von Nisch hier eingetroffener Gewährsmann, der sich über die dortige militärische Lage sehr genau informiert hat, teilt mit, daß dort nach dem von den Serben errungenen Vorhassiege die Stimmung niedergedrückter sei als nach der Niederlage in der Kolubara, da eine erbitterte Erneuerung der österreichischen Offensive als nahe bevorstehend gilt. Die anläßlich der Räumung Belgrads beabsichtigten freudigen Manifestationen wurden von der serbischen Regierung verboten. Der letzte unerwartete Verzweiflungsangriff der Serben, die gerade frische Munition und Mäntel von Rußland erhalten hatten, sei erfolgt, als der von der Kriegsleitung herbeigerufene König weinend die Soldaten beschwor, nur noch vier Tage auszuhalten, da eine große russische Armee, aus den Karpathen kommend, das serbische Gebiet erreicht habe. Natürlich war das unwahr. (B. T.)

2 russische Transportschiffe explodiert.

Budapest, 20. Dezember. Wie aus Bukarest gemeldet wird, sind zwei russische Transportschiffe mit Munition für die serbischen Truppen auf der Donau explodiert und gesunken. Niemand konnte gerettet werden. (Mp.)

Die Reise des Zaren.

Woronesch, 20. Dezember. Der Kaiser ist aus Nowotscher hier angekommen. Die Kaiserin ist mit den Prinzessinnen Olga und Tatjana aus Charkow hierher gekommen. Der Kaiser und die Kaiserin besuchten Lazarette, wo der Kaiser an die Verwundeten Auszeichnungen verteilte. Um 6 Uhr abends erfolgte die Abreise. (W. T. B.)

Die Gärung in Rußland.

Rom, 20. Dezember. Wie die „Vittoria" aus Bukarest erfährt, wurden in Petersburg 38 Sozialistenführer verhaftet, die sich nach der Hauptstadt begeben hatten, um wegen der Einkerkerung der sechs sozialistischen Dumamitglieder zu protestieren. Die Gärung ist sehr groß. So hat ein revolutionäres Komitee Millionen von aufrührerischen Manifesten in Volk und Armee verbreitet. (B. T.)

Bedenkliche französische Mißstimmung gegen England.

Genf, 20. Dezember. „Gazette de Lausanne" meldet ein bedeutsames Eingeständnis ihres Pariser Korrespondenten wegen der herrschenden Mißstimmung in Frankreich gegen England. Das Volk murre überall auf den Straßen, in den Cafés und Salons. Die Erbitterung sei unverkennbar. Englands Armee entspreche nicht Englands Politik. Die bewiesene Hilfe sei unbedeutend und England mache jetzt allzu langsame Anstrengungen und wolle den Krieg absichtlich zu eigenem Vorteil in die Länge ziehen. Solches Phlegma sei jetzt unangebracht, weil Belgien zerschmettert sei und ein Sechstel Frankreichs unter fremdem Joche schmachte. Das könne unmöglich so weiter gehen. Das Gouvernement beherrsche keineswegs die französische Meinung, falls das Volk überzeugt sei, daß England egoistisch auf seinen sicheren Inseln sitze, statt Hilfe in vollem Umfang zu leisten, werde das Volk den Einflüsterungen nachgeben und einen Separatfrieden mit Deutschland schließen. (B. T.)

Furcht vor einem Fliegerangriff auf Paris.

Stockholm, 20. Dezember. Nach einem Privattelegramm befürchtet man einen nächtlichen Angriff von deutschen Flugzeugen auf Paris. Die französischen Flieger haben in den letzten Nächten ständig über Paris patrouilliert, um etwaige Ueberraschungen zu verhindern. (D. T.)

Neue Panik in Hartlepool.

93 Tote. — Ueber 20 Millionen Mark Sachschaden.

Amsterdam, 20. Dez. „Times" berichten von einer neuen Panik. Die Behörden hatten den Einwohnern der Stadt durch Schulzeile mitteilen lassen, daß vorläufig niemand sein Haus verlassen dürfte. Einige der Schulzeile gaben sogar den Rat, sich nach den Abhängen zu flüchten, da eine neue Beschießung zu erwarten wäre. Die Arbeiter wurden von den Schiffswerften nach Hause geschickt, und die Folge war eine große Panik. Kinder und Frauen wurden eiligst aus der Stadt geschafft. Arbeit und Geschäftsverkehr stockten für den ganzen Tag. Die Eisenbahndirektion mußte Extrawagen und ganze Eisenbahnzüge einstellen, um die Flüchtenden fortzuschaffen. Der Bürgermeister von Hartlepool hat jetzt eine Bekanntmachung erlassen, in der von einem großen Mißverständnis die Rede ist. Einige Todesfälle in Hartlepool haben die Zahl der Toten für Westhartlepool allein auf 93 gebracht. (B. Z.)

London, 20. Dezember. Der gesamte durch die Beschießung von Hartlepool und Scarborough verursachte Materialschaden wird von der Sunderland-Polizei, soweit er Gebäude und Einrichtungsgegenstände betrifft, auf über 20 Millionen Mark geschätzt. (D. T.)

Wankendes Vertrauen auf die englische Flotte.

London, 20. Dezember. Wie die „Times" meldet, erreichen die Schiffsfrachten eine außerordentliche Höhe, da das Angebot nicht annähernd der Nachfrage entspricht. Die höchsten Frachtsätze wurden für eine Baumwollladung von Savannah nach Liverpool mit 95 Schillingen für die Tonne bezahlt. — Das ständige Anwachsen der Sätze für Schiffsfrachten beweist, daß man der Verläßlichkeit der englischen Kriegsflotte nur wenig Vertrauen entgegenbringt. Die Tatsache, daß es der Flotte nicht einmal gelang, die Heimatküste zu schützen, hat in England ihren tiefen Eindruck nicht verfehlt. (N. Z.)

Die Proklamation des ägyptischen Sultans.

Genf, 20. Dezember. Aus Kairo wird gedrahtet: Bei der gestrigen Proklamation des Sultans verhielt sich die einheimische Bevölkerung teilnahmslos. Auch die Fremden vermieden es, auszugehen. Das italienische Konsulat unterließ alles, was auch nur entfernt als eine Anerkennung des englischen Protektorats zu deuten wäre. (B. T.)

Wien, 20. Dezember. Nach dem „Fremdenblatt" hat das bisherige England das wegen angeblicher Verletzung der Neutralität Belgiens sich in den Weltkrieg stürzte, ohne einen Schein eines Rechtsanspruchs Aegypten unter seine Macht gebracht. Jetzt wolle es den Belennern Allahs auch ein neues geistliches Oberhaupt aufdrängen. (B. T. B.)

Die türkischen Operationen im Kaukasus.

Konstantinopel, 20. Dezember. Die Nachrichten des Generalstabes über die Operationen im Kaukasus lauten nach wie vor günstig. Es ist der russischen Flotte bisher noch nicht gelungen, die zahlreichen türkischen Transportschiffe, die über das Schwarze Meer nach einer türkischen verschanzten Stellung unweit Batum täglich abgehen, zu beunruhigen, obwohl sie nur von einer kleinen Anzahl leichter türkischer Kreuzer begleitet werden. Mehrere russische Kavallerieregimenter, die östlich des Van-Sees auftauchten, sind in einen Hinterhalt gelockt und fast völlig aufgerieben worden. Der Rest wurde zu Gefangenen gemacht. Kriegsminister Enver Pascha hat selbst die Leitung der Operationen im Kaukasus übernommen, ihm zur Seite steht Generalmajor Broniart von Schellendorf. Die türkischen Truppen im Kaukasus verfügen über allermodernste Kampfmittel, Panzerzüge, Panzerautomobile, schwere Mörserbatterien und Flugzeuggeschwader. Auch haben sie in Unterkracht des reichlichen Schneefalles große Mengen Schlittenmaterial nachgeliefert bekommen. Die Freiheiten der in der Türkei lebenden Angehörigen feindlicher Staaten sind nur sehr wenig beschränkt worden. Es ist eigentlich nur eine tägliche Meldepflicht für Engländer, Franzosen und Russen vorgesehen. Die Belgier dagegen werden vollkommen wie deutsche Untertanen behandelt, da die türkische Regierung offiziell erklärt hat, einen Staat Belgien nur noch in der Form einer deutschen Provinz zu kennen. (N. Z.)

Eine neue chinesische Anleihe.

London, 20. Dezember. „Daily Telegraph" meldet aus Peking: Es ist endgültig beschlossen worden, möglichst bald eine neue innere Anleihe von acht Millionen Dollars auszugeben. China hat einschließlich der früheren Anleihen von 16 Millionen Dollars und 10 Millionen Dollars Premier Bonds seit August bereits 34 Millionen auf dem inneren Markt aufgenommen. (W. T. B.)

Keine Beschränkung der Operationen der japanischen Flotte.

Kopenhagen, 20. Dezember. Das japanische Parlament ersuchte nach Petersburger Blättermeldungen die Tokioter Regierung um Ablehnung des Verlangens der australischen Bundesregierung, die Operationen der japanischen Flotte auf den Raum nördlich des Aequators zu beschränken. (W. a. M.)

Fürst Bülow beim König von Italien.

Rom, 20. Dezember. Fürst Bülow verbandelt vorgestern mit dem Ministerpräsidenten Salandra. Am Sonntag hatte er eine Audienz beim König

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191412219/fragment/page=0001

Der Bericht des Großen Hauptquartiers
vom 20. Dezember.

(W. T. B.) **Großes Hauptquartier, 20. Dezember, vormittags. Im Westen stellte der Gegner seine erfolglosen Angriffe bei Nieuport und Bixschote gestern ein. Die Angriffe in Gegend La Bassée, die sowohl von Franzosen als Engländern geführt wurden, sind unter großen Verlusten für den Feind abgewiesen worden. 200 Gefangene (Farbige und Engländer) fielen in unsere Hände, und 600 tote Engländer liegen vor unserer Front.**

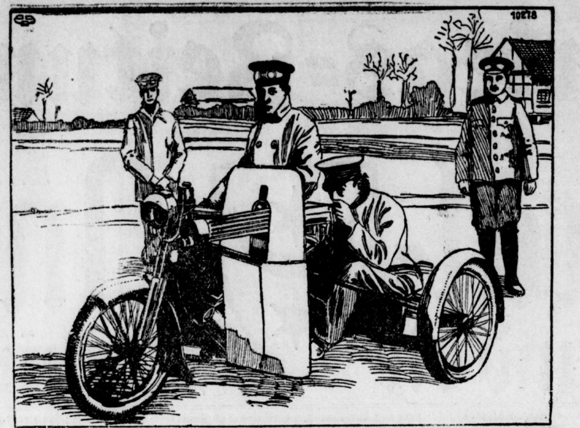
Bei Notre Dame de Loretto, südöstlich Bethune, wurde ein deutscher Schützengraben von 60 Meter Länge an den Gegner verloren. Verluste bei uns ganz gering.

In den Argonnen machten wir kleinere Fortschritte und erbeuteten mehrere Maschinengewehre.

Von der ost- und westpreußischen Grenze nichts Neues.

In Polen machen die russischen Armeen den Versuch, sich in einer neuen vorbereiteten Stellung an der Rawka und Nida zu halten. Sie werden überall angegriffen.

Oberste Heeresleitung.



Eine neue englische Waffe: Das Motorrad-Schnellfeuergeschütz.

Das Bombardement von Reims.

Schreckensszenen aus dem bombardierten Reims.

Der Kriegsberichterstatter der römischen Tribuna, C. G. Sarti, hatte vor einigen Tagen Gelegenheit, einen kurzen Aufenthalt in Reims zu nehmen. Seine Eindrücke von den furchtbaren Verwüstungen, die das deutsche Bombardement in den letzten Novembertagen angerichtet hatte, beschreibt er nunmehr in einem Briefe, dem wir folgende Stellen entnehmen:

„Ein Tag des Grauens und des Schreckens liegt hinter mir. Reims ist verwüstet. Viele seiner Häuser sind zusammengebrochen, seine Kathedrale steht inmitten eines Kreises geborstener Häuser. Wir kamen in Reims zur Mittagsstunde an. Die Stadt lag verlassen da. In dem an dem Bahnhof angrenzenden Park ist kein Mensch zu sehen. Auch der Boulevard de la Republique ist menschenleer. Eine Villa zu unserer Rechten ohne Dach und ohne Decke. Je weiter wir vorschreiten, desto trauriger wird das Bild. Der Himmel ist grau, die Luft eisig kalt, die Straßen starren vor Schmutz. Jedes herrschaftliche Haus, das verschont blieb, hat Tür und Fenster verschlossen. Man könnte glauben, jeder erwarte resigniert die Todesstunde. Wo die Verwüstung eingesetzt hat, ist nichts mehr übrig geblieben: das Dach eingebrochen, die Mauern mit enormen Rissen vom obersten bis zum untersten Stockwerk, der Schutt oft haushoch, das Gebälk in die Luft starrend, Glasscherben ringsum die Ruinen. Unser Automobil biegt in das Quartier der großen Gasthäuser ein. Keine menschliche Seele läßt sich blicken. Alle Türen geschlossen. Verschlossen auch die Fenster. Wir stehen vor dem Hotel Continental. Die Haustür wird leise, vorsichtig geöffnet. Eine Frau zeigt sich in der Türspalte. Sie erzählt uns schmerzlichen Tones, daß sie Reims niemals verlassen hat. „Wann ist das Haus nebenan bombardiert worden?“ frage ich sie. „Heute Nacht. Es war schrecklich. Ich glaubte zu sterben. Alle Mauern haben gezittert, und die Fensterscheiben sind gesprungen. Es schien, als ob auch das Hotel untergehen müßte. Mein Mann war in der Dunkelheit hinausgegangen, um nachzusehen, was vorgefallen war. Bei seiner Rückkehr sagte er mir, wir sind nur durch ein Wunder noch am Leben.“ „Und warum fliehen Sie nicht?“ „Das geht nicht, denn das Bombardement hört nicht auf.“ „Wieviele Geschosse sind gefallen?“ „Etwa achtzig. So ist es immer. Manchen Morgen fallen hundertfünfzig.“ „Und wann läßt das Bombardement nach? „Das geht immerfort, Tag und Nacht.“

Die Frau hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Ich frage sie, seit wann sie hier inmitten dieser Schrecken wohnt. „Schon seit dem 4. September leben wir so. Fast die ganze Einwohnerschaft war geflohen. Zurückgeblieben sind nur einige Tausend arme Leute, die meist in den Kellern hausen und nur dann an die Oberfläche sich vorwagen, wenn sie etwas zum Essen holen gehen. Zu gewissen Stunden halten die Läden offen. Aber das kommt nur selten vor. Wenn das Bombardement wieder einsetzt, läuft alles fort in die Keller, und alle Läden werden sofort wieder geschlossen. Die Geschosse schlagen bald hier, bald da ein. Sie treffen den Bahnhof ebensogut wie die Kathedrale, das Villenviertel ebenso wie das Quartier der armen Leute. Die Villa nebenan war unbewohnt. Jeden Tag gibt es Tote. Von September bis heute sind weit über Tausend umgekommen. Die Frau, die das spricht, ist abgezehrt, leichenblaß, mit tief in den Höhlen liegenden Augen. Ich glaubte, ein Gespenst vor mir zu sehen, mir schien es, als ob ich die Stimme einer Sterbenden hörte. Die Aermste macht einen Schritt zurück und schließt das Tor.

Ich befinde mich wieder allein. Die anderen sind unterdessen weitergegangen. Ich erreiche das Hotel du Nord. Die Tür ist eingebrochen. Ich höre Stimmen. Meine Kollegen sind da. „Kommen Sie nur rein“, ruft man mir entgegen, „das Frühstück ist aufgetragen.“ Der Anblick einer frisch gedeckten Tafel hat für einen Augenblick etwas Versöhnendes und stimmt uns um. Offiziere haben uns hierher geführt, und die Besitzerin des Hotels hat uns einen reichen Tisch gedeckt. Wir lassen uns nieder. Ein Leutnant, den wir in Epernay getroffen hatten und der unser Führer geworden ist, erzählt uns, daß dem Hotelpersonal empfohlen worden ist, unsern Aufenthalt geheim zu halten, da sich auch in Reims Spione herumtreiben, welche die Feinde von der Ankunft von Fremden regelmäßig unterrichteten. Das Hotelviertel würde immer dann bombardirt, wenn hier jemand zu Gaste sei. Wir beginnen schweigsam unser Essen einzunehmen. Allmählich fängt man an, sich zu unterhalten, aber nur mit leiser Stimme. Die Besitzerin, eine elegante Dame, die sich in ihrem schwarzen Kleide sehr graziös ausnimmt, schenkt den Gästen ein und erzählt alsdann ihre Leidensgeschichte. Ihr Gatte selber ist Soldat und befindet sich in der Front. Ihre beiden Kinder befinden sich in Haazebrouck bei Verwandten. Sie selber hat Reims nie verlassen. Als die Preußen die Stadt besetzten, kamen sie auch in ihren Gasthof, in dem mehrere Offiziere Wohnung haben. Jeden Morgen bestellten diese Kaffee und Champagner (?) und zechten bis um Mitternacht. Reims wurde befreit. Aber schon begann auch das Bombardement. Die Wirtin selber blieb mit einigen mutigen Angestellten im Hause. Vor drei Tagen schlug eine Bombe in den hinteren Teil des Lokales ein und demolierte zwei Bodenkammern und einige Wände. Im Hause glaubte man, die Hölle vor sich zu sehen. Aber die Wirtin hoffte nach wie vor, unversehrt zu bleiben. Wir hören ihr voll Entsetzen zu. Dann schweigt sie. Der Kellner bringt die andern Schüsseln. Aber nichts kann unsern Appetit mehr reizen. Der uns begleitende Leutnant erzählt Episoden aus dem Leben der Soldaten in den Laufgräben. Wir hören, daß manche Soldaten drei Wochen hintereinander im Laufgraben liegen. Die Höchstleistung in dieser Ausdauer hat ein Infanterieregiment vollbracht, indem es 31 volle Tage im Schützengraben liegen blieb. Wir sind beim Nachtisch. Eine Bombe schlägt ein. Wir blicken uns stumm um. Das Bombardement hat abermals eingesetzt. Wir wissen nicht, was wir sagen, noch wissen wir, was wir tun sollen. Einer erhebt das Glas und beginnt zu reden. Wir halten den Becher hoch. Da schlägt eine zweite Bombe ein, diesmal weit näher. Wir stoßen an. Manche Hand zittert leise, und mancher Blick kann die innere Erregung nicht mehr verbergen.

In diesem Augenblick stürzt ein Offizier herein. Es ist der Oberst der Gendarmerie. Er will uns zur Kathedrale führen. „Soeben ist“, bringt er mühsam vor, „wenige Schritte vor mir ein Geschoß explodiert. Hier sehen Sie einen Splitter. Das Bombardement ist auf die Kathedrale gerichtet ...“ Wir erwischen unsere Mützen und eilen hinaus. Wir glauben, über einen Friedhof zu wandern. Endlich sehen wir einige Individuen aus einem Tore herauskommen, Männer, Frauen und Jünglinge, Gestalten, von denen man beim ersten Anblick glauben könnte, sie wären einem Gefängnis entsprungen. Sie sind starr vor Erstaunen, uns in dieser gefährlichen Zone zu erblicken. Ich frage einen: „Haben Sie denn immer hier gewohnt?“ „Jawohl, wir halten uns fast immer in den Kellern auf.“ „Und warum kommen Sie jetzt auf die Straße?“ „Weil die Bomben auf einen anderen Stadtteil fallen.“ Ein kleiner, zerlumpter Junge folgt uns. Er will uns zur Kathedrale führen. „Denn wir wissen,“ erklärt er, „welches die weniger gefährlichen Straßen sind.“ Die Geschosse schlagen in kurzer Entfernung vor uns ein. Ihre Explosionen sind grauenvoll. Mancher Schlag erfüllt uns mit Entsetzen. Wir sehen eine Anzahl Häuser zusammenbrechen. Endlich sind wir ganz nahe an der Kathedrale. Ein Mann liegt auf einem Schutthaufen an der Schwelle eines Lokals. Wir richten ihn auf. Unser Arzt untersucht ihn. Aber unser kleiner Führer ruft uns zu: „Hier dürfen Sie sich nicht aufhalten, das ist zu gefährlich.“ Wir befinden uns an der rechten Seite der Kathedrale. Man hat einen Zaun um das Bauwerk angelegt, um zu verhindern, daß man herabgefallene Steinstücke, Bruchstücke von der Außenwand, Teile von Statuen wegträgt. Die Fassade steht noch in ihrer imponierenden Schönheit da. Sie zeigt auch heute noch die vollkommene Einheit ihres gotischen Stils. Die Flammen haben die Fassade zum Teil geschwärzt. Aber wie eine bezaubernde Frau, die von einer langen, schweren Krankheit die Spuren noch nicht verwischt hat, weiß die Fassade auch jetzt noch ihre Schönheit zu erhalten. In der Tat steht die Kathedrale, dieses erhabene göttliche Bauwerk, noch immer aufrecht.“

Es ist nur gut, daß ein italienischer Berichterstatter diese Tatsache auch jetzt noch hervorhebt, nachdem sich französische und auch zahlreiche italienische Blätter alle Mühe gegeben haben, die Welt glauben zu lassen, daß von den Hauptteilen der Kathedrale nach dem Bombardement nur noch wenig unversehrt geblieben wäre.

Die Pioniere bei der Arbeit.

Die Leistungen unserer Pioniere werden in einem Feldpostbriefe der „Kölnischen Zeitung“ lebhaft geschildert:

Düstere, trübe, feuchte Nacht. Rasselnd fahren unsere Geschütze und Munitionswagen durch das nur hier und da erhellte L ... mit seinen schmutzigen, an Löchern reichen Straßen. Spärliches Licht gewähren die zahlreichen Brände — Wirkungen unserer schweren Geschütze. Nun kommt die Infanterie daher, zuletzt die Kavallerie. Die Truppen ziehen beim Ausgang aus L ... unter einer gewaltigen Eisenbahnunterführung hin. Dort stehen einige listensinnende Pioniere und warten, bis die letzten Truppen vorbei sind. Aus ihren herben Gesichtern spricht: Unheil den Russen! Kaum ist unsere Kavallerie-Nachspitze 500 Meter von der Ueberführung entfernt, da erdröhnt die Erde, man hört allenthalben die Fensterscheiben klirren, ein Schlag gleich dem eines gewaltigen Donners. Einen Augenblick ist alles verdutzt; was ist geschehen? Eben haben Pioniere einem großen Straßenbahnwagen, den sie schnell mit List und Tücke unter die Ueberführung gefahren hatten, die Räder abgesprengt. Damit nicht genug. Nach kaum zwei Minuten fällt ein viel stärkerer Schuß: elektrisch hat ein Pionier die Bahnüberführung selbst, bestehend aus schwerer Eisenkonstruktion, dem Väterchen Zar zum Dankesopfer gebracht. Harmonisch schön — echt polnische Wirtschaft — haben sich Eisenträger und Straßenbahnwagen ineinander verwirkt; wie eine Streichholzschachtel ist der Straßenbahnwagen zusammengedrückt; ebenso hat ein stolzer Möbelwagen, den schnell einige stramme Pioniere mobil gemacht und heruntergerollt hatten, unter dieser Last sein Haupt beugen müssen. Ein Rittmeister von den Kürassieren, der sich für derartige Pionierarbeit besonders interessierte, meinte: „Selbst für eine russische Maus, die gewiß doch an polnische Verhältnisse gewöhnt ist, ist dort kein Durchschlupf mehr.“

Nun ist es aber Zeit, daß auch der Pionier, der sich nur schwer von seinem Werk trennen kann, den Rückzug antritt, um das nächste russische Kunstwerk zu opfern; denn schon sieht man auf einige hundert Meter eine Kosakensotnie langsam durch das Gelände zackeln. Ein Schwarzkragen hat indes, sämtlichen Komfort der Neuzeit ausnutzend, seinen Kameraden aus dem nächsten Depot einen zweiten Straßenbahnwagen zur schnellen Weiterbeförderung herbeikutschiert. Gar schnell nehmen die listigen Spatenträger unter Pfeifen und Singen: „So leb' denn wohl, du schönes Städtchen“ auf den Polstersitzen, einige Berliner Jungen sogar auf der Wagendecke, Platz. Nun geht es in Sturmeseile zum nächsten Opfer in der Richtung P ... Die Weichen ächzen laut unter dem Ueberlandfluge der Listigen. Schon sind die letzten Teile der Infanterie wieder eingeholt. Unter Hurrarufen der Infanterie: „Hoch die Pioniere! geht es rasch an ihnen vorbei. Das Ziel ist erreicht. Ein Pionier meint: „Kurz und schön war, stolzer Wagen, meine Laufbahn in preußischen Diensten; bald bricht auch dieser stolze russische Bundesgenosse unter unserer starken Hand.“ Ein kleiner Trupp der Zerstörer hat bereits einer Scheune eine Menge Stroh entnommen; zwei Berliner Jungens wälzen unter fortwährendem Rufen „Platz, Kameraden,“ zwei mit Tücke erbeutete, dickbäuchige Fässer Petroleum einer bereits unter deutschem Druck stehenden Holzbrücke zu. Fünf Minuten vergehen. Schon hat der Rest der Infanterie die Brücke passiert. Stroh und Petroleum werden in Menge unter die Brücke gebracht; Brandfackeln harren des Streichholzes. Einige Pioniere sind daran, die Bahnschienen auf die Seite zu wuchten. Jetzt hat auch der Rest der Kavallerie die Brücke überschritten. Eine Sprengpatrone zerbricht die Schienen; ein besonders tückischer Schwarzkragen lenkt den Wagen über die wunde Stelle in die prasselnde Brücke hinein, während er selbst, den richtigen Augenblick abwartend, dem Straßenbahnwagen Lebewohl sagt. Das Wasser plätschert und strudelt, die Räder knarren —, und nun allenthalben Stille. Nur hört man die kernigen Worte eines Pioniers durch das Dunkel der Nacht schallen: „He, macht die Fenster auf, sonst gehen sie in die Binsen.“ Dann ein Knall gleich dem eines 42 Zentimetergeschützes: die die Schienenstränge tragende Eisenbrücke sendet ihre Trümmer zum fernhin geröteten Nachthimmel. Auch einige Häuser haben eine gelinde Backpfeife mitbekommen; große Löcher gestatten den Einblick ins Innere. Einer schwingt seine flackernde Pechfackel hoch im Bogen unter die bereits in ihrem Elend zusammengebrochene Brücke; zischend prasseln die Balken und Bretter; knisternd springt der Lack des Wagens. Ein Faß Petroleum, bisher nach pioniertaktischer Erwägung in Reserve — nährt die Flammen und gibt ihnen eine düstre Farbe. Schnell requirierte Wagen bringen die Zerstörer zur nächsten Arbeitsstätte. Der Bahnhof, ebenso das Depot der elektrischen Bahn, haben bereits ihre Rechnung mit dem Himmel gemacht. Ein Feldwebel gibt das kurze Kommando: „Kinder, Aexte raus!“ Schon spritzen die Splitter der Isolatoren und Stöpsel in der Telegraphenstation unter der wuchtigen Pionieraxt; schon fallen die Telegraphenstangen ihrer Länge nach hin — für den Zuschauer lebensgefährlich. Das Läutewerk hat zum letzten Male russisch getönt. Die Weichenanlagen schlagen klappernd ihre müden Gebeine zusammen. Indes machen einige andere Pioniere zwei Lokomotiven, die friedlich in einem echt russischen Schuppen ihren Winterschlaf begonnen haben, mobil. Bald aus dieser, bald aus jener Ecke der Bahnhofsanlagen hört man das Wort „Achtung“, im Gefolge einen kurzen Knall. Einige Weichenanlagen und Herzstücke haben deutscher Sprengkraft Platz machen müssen. Vier andere Pioniere wälzen eben unter Aufwendung aller ihrer Kraft ein schweres, ganz neues Herzstück (wahrscheinlich zur Reserve zurückbehalten) in einen nahe fließenden, tiefen Bach. Nun einige Minuten tiefe Stille — dann prasseln zwei Lokomotiven, aus weiter Entfernung aufeinander losgehetzt, gegeneinander. Nur kurz war ihr Kampf; beide liegen am Boden; die eine scheint den Kopf, die andere ihre vier Beine eingebüßt zu haben. Ein Unteroffizier hat indes einem großen Wasserbehälter deutsche Sprengmunition ins Maul geworfen. Die Detonation ist so stark, daß sämtliche Fensterscheiben des Ortes zersplittern. Einige Sprengstücke des Eisenbehälters dringen sogar in die Wartesäle selbst ein und reißen den Fußboden auf. Zuguterletzt heißt es: „Alle Mann in das Bahnhofsgebäude selbst.“ Bald ist es von Grund auf in das Nichts zurückversetzt. — So, nun verlassen die Pioniere ihre Arbeitsstätte. Alles liegt am Boden, überwältigt von deutscher Hand. Nur einige hohe Wände des Gebäudes stehen nackt da; und „diese, schon geborsten“, versinnbildlichen die Ohnmacht des russischen Reiches.

Kriegsallerlei.

Zuerst ein Brief an seine Frau.

In der „Köln. Ztg.“ wird folgende kleine Begebenheit erzählt. Irgendwo in Nordfrankreich liegt ein Schlößchen, dessen Besitzerin eine einfache ältere Dame ist. Eines Abends traf, nur von ein paar Leuten mit Pferden begleitet, ein junger freundlicher deutscher Offizier ein, der seine Habseligkeiten, Packtaschen und ein Köfferchen, selber trug. Abgespannt und hungrig hat er ausgesehen, sich aber, bevor er an die eigene Unterkunft gedacht, vergewissert, daß seine Leute und Tiere gut unterkamen. Mit das Erste, was er für sich verlangte war Briefpapier. Der Besitzerin, die es ihm brachte, erklärte er: „Ich bin nämlich verheiratet, und meine liebe Frau macht sich begreiflicherweise Sorge meinetwegen.“ Die Schloßherrin, die ihrerseits um ihre bei der französischen Armee stehenden Söhne bangte, verstand das nur zu gut und gab dabei ihrem Erstaunen Ausdruck, daß ein so junger Offizier schon verheiratet sei. „Ja,“ erklärte der, „das habe ich aber auch gerade erst getan.“ „Ah, mon bon garçon!“ erwiderte sie, „das hätten Sie sich besser überlegen sollen. Nun sitzt Ihre arme Frau allein daheim und weint. „Ah, ces jeunes gens!“ „Ach, meine Frau ist mutig, und so ganz verlassen ist sie auch nicht. Und zum Weinen hat sie gar keine Zeit. Während wir kämpfen, arbeitet sie zur Linderung der Kriegsnot, wie alle deutschen Frauen.“ Während dieses Gesprächs war ein anderer Offizier eingetreten, hatte die Hacken zusammengeschlagen, das Ende der Unterhaltung abgewartet, dann eine Meldung gemacht. Da hatte sich die brave Schloßfrau in plötzlich erwachender Ahnung herausgeschlichen und nachgeforscht. Und ein Ordonnanzenlachen hatte sie in eine blutrote Verlegenheit gebracht: „Aber das ist er ja, der Prinz Oskar.“

Der Fluchtversuch in der Kiste.

Die „Daily Mail“ veröffentlicht eine ausführliche Beschreibung über den Fluchtversuch des gefangenen deutschen Marineoffiziers Otto Koehn aus dem Lager in Dorchester. Koehn benutzte, wie bereits gemeldet wurde, zu seiner Flucht eine Kiste, die er geschickt unter das Gepäck einiger anderer aus dem Lager entlassener Deutschen zu schmuggeln verstand, die England auf dem Wege über Tilbury—Rotterdam verließen. Zunächst hieß es, ein Zollbeamter hätte den Gefangenen entdeckt, da ihm die Kiste verdächtig vorgekommen sei. In Wirklichkeit ist jedoch die Entdeckung Koehns nur einem unglücklichen Zufall zuzuschreiben. Koehn hatte sich in der Kantine eine Kiste, in der Zündhölzer transportiert worden waren, in Höhe von ungefähr 1½ Meter verschafft und einen Verschluß angebracht, der es ihm ermöglichte, die Kiste von innen zu öffnen, ohne daß sich von außen irgendetwas Besonderes verriet. Er hatte Luftlöcher und Handgriffe angebracht, um sich beim Transport der Kiste festzuhalten. Vor Besteigen seines eigenartigen Vehikels hatte er sich mit Mundvorrat versorgt. 21 Stunden bereits hatte er auf dem Wege von Dorchester bis zur Station in Tilbury zugebracht, als er beim Verlassen der Kiste entdeckt wurde. Die Kiste war zusammen mit Gepäck der freigelassenen Gefangenen auf einen Leichter gebracht worden, um von dort auf den Dampfer „Batavia 5“ überladen zu werden. Die Kiste wurde mehrmals gekantet und sollte gleichzeitig mit anderem Gepäck auf den Dampfer befördert werden. Einer der Träger glitt auf dem schlüpfrigen Wege aus, wobei die Kiste hinfiel; der Deckel sprang hierbei auf und der Insasse kam zum Vorschein. Er war zunächst durch den Sturz etwas benommen, kam jedoch bald zu sich, als er nach der Kapitänskajüte des Leichters geführt wurde, wo er eine Tasse Kaffee erhielt. Er erzählte, daß er ohne jede Hilfe in die Kiste gelangt sei, die er sich in Dorchester gekauft hatte. Er hatte die Kiste selbst als Reisegepäck nach Holland bezeichnet. Koehn, der seinerzeit auf der „Potsdam“ auf der Rückfahrt von Amerika nach Holland verhaftet worden war, ist nach englischen Berichten ein gutgebauter athletisch aussehender Mann, der sich in gebückter Stellung in der Kiste aufhalten mußte. Er wurde gefesselt und unter Aufsicht von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett nach Dorchester zurückgebracht, wo er einem Kriegsgericht wegen seines Fluchtversuchs vorgeführt werden soll.

Otto Weddigens schneidiger Humor.

Man schreibt den Chemn. N. N.: Das war ein fröhliches Leben am Strande von Swinemünde in der Hochsaison des Sommers 1913. Am lebendigsten ging es immer zu, wenn S. M. Offiziere zur See von der längs der Küste manövrierenden Kriegsflotte zu Urlaub an Land kamen. Dann waren sie schnell der Mittelpunkt eines Kreises von jungen Mädchen, deren unzertrennliche Gefährten in Sport, Spiel und Tanz sie mit der Zeit wurden. Die größte Rolle unter ihnen spielte der Kapitänleutnant Otto Weddingen, der immer voller Unternehmungsgeist und lustiger Einfälle steckte. Eines Nachmittags hatte er die junge Schar zu einer Besichtigung seines Unterseebootes eingeladen; es war „U 9“, dessen Heldentaten zusammen mit denen ihres Kommandanten jetzt die Welt erfüllen. Alles wurde mit großem Interesse besehen, die Offiziere waren unermüdlich im Erklären. „Was ist denn das?“ fragte eine der jungen Landratten den sie führenden Kapitänleutnant Weddingen und zeigte auf den auf Deck liegenden großen Telephonballon. (Der Telephonballon der Unterseeboote steigt bei einem Schiffsunfall zur Wasseroberfläche empor und bezeichnet so die Stelle, wo das Boot gesunken ist.) „Das, mein gnädiges Fräulein, ist unser Leichenstein“, lautete die Antwort. Und als dem Sprechenden erschrockene Blicke begegneten, fuhr er lustigen Tones fort: „Ja, meine Damen, was habe ich Ihnen gesagt? Wir sind hier so komplett und so sehr mit allem Komfort eingerichtet, daß wir sogar unseren Leichenstein gleich bei uns haben.“

Papa im Film.

In einem Lichtspieltheater gibt es die „neuesten Kriegsberichte“. Allerlei Bilder vom Treiben unserer Feldgrauen da draußen, heitere und bitter-ernste. Batterien rasseln vorüber, Munitionskolonnen ... irgendwo in der Ferne blitzen Geschütze, Dampf quillt auf, weiße Wolken. Dann: abendlicher Friede. Biwak, Neweiße Wolken. Dann: abendlicher Briede. Biwak, Requisition. Bärtige Landwehrleute auf der französischen „„ferme“, umzappelt von Geflügel und allerlei Hausgetier. Ein Feldgrauer hebt lachend eine Gans empor, die jämmerlich mit den Flügeln schlägt. ... Da ertönt aus dem Dunkel des Zuschauerraums heraus eine kleine, dünne, erregte Kinderstimme: „Mama! Mama! Da ist ja Papa!“ Und in dem Augenblick dreht der Bärtige da vorn auf der Leinwand uns sein Gesicht zu und lacht — als hätte auch er sein Kind erkannt.

Das neueste Hindenburggedicht.

Professor Ferdinand Gregori, der jetzt selbst als Leutnant in der deutschen Armee im Osten mitkämpft, hat kürzlich gelegentlich seiner letzten Anwesenheit in Wien im Volksbildungsverein mit einer Reihe von Vorträgen gezündet, unter denen namentlich ein neues, bisher noch nicht veröffentlichtes Gedicht von Franz Karl Ginzkey bei den den weiten Saal bis auf den letzten Platz füllenden Zuhörern wahren Jubel auslöste. Heute liegt uns das ungemein kraftvolle Gedicht in dem soeben erschienenen Dezemberheft von „Velhagen & Klasings Monatsheften“ vor. Sicherlich werden uns unsere Leser für seine Veröffentlichung um so mehr Dank wissen, als Ginzkeys meisterliche „Ballade“ gerade jetzt, da Hindenburgs Feldherrnruhm heller strahlt als je zuvor, doppelte Aktualität besitzt. Das Gedicht lautet:

Ballade von den masurischen Seen.

Herr von Hindenburg spüret den Ostwind weh'n,
Er reitet ums Land der masurischen Seen,
Sein Leben lang streicht er im Schritt und im Trab
Um die Seen und Sümpfe und — mißt sie ab.
Er kennt im Sumpf jedwedes Rohr,
Und neigt er bodenwärts das Ohr,
So hört er es geistern und gurgeln dumpf:
  Der Sumpf ist Trumpf, der Sumpf ist Trumpf,
  Er schluckt die Russen mit Rumpf und Stumpf.
Es lebt keine Unke, kein Frosch, kein Lurch,
Die er nicht kennte durch und durch.
Er kennt jeden Steg, jeden Busch und Verhack,
Er kennt jede Lack' wie den eigenen Sack.
Wie breit sie nach West, wie tief sie nach Ost,
Er kennt sie, als hätt' er sie selber gekost't.
Und immer hört er das Gurgeln dumpf:
  Der Sumpf ist Trumpf, der Sumpf ist Trumpf,
  Er schluckt die Russen mit Rumpf und Stumpf.
Aus Berlin kommt die Botschaft, er hört's mit Graus,
Der Reichstag beschlösse: Wir pumpen sie aus,
Wir pumpen sie aus, die masurischen Seen,
Wir wollen dort ackern, uns rackern und mäh'n,
Wir wollen Profit aus dem Boden zieh'n!
Von Hindenburg saust nach Berlin.
Ihn mahnt aus dem Sumpfe die Trommel dumpf:
  Der Sumpf ist Trumpf, der Sumpf ist Trumpf,
  Er schluckt die Russen mit Rumpf und Stumpf.
Herr von Hindenburg tritt vor den Kaiser kühn:
Majestät, hier tät ein Malheur uns blüh'n.
An den Sümpfen zu rühren, das wäre nicht klug.
Felder haben wir wahrlich genug,
Doch Sümpfe wie diese, so wütend erpicht,
Die Russen zu schlucken, die haben wir nicht.
O retten Sie, Majestät, den Sumpf!
  Der Sumpf ist Trumpf, der Sumpf ist Trumpf,
  Er schluckt die Russen mit Rumpf und Stumpf.
Drauf lacht der Kaiser: Nun gut, es sei,
Ich geb' Euch die Sümpfe zum Schlucken frei!
Worauf Herr von Hindenburg hochbeglückt
Sich heimwärts gen Masurien drückt.
Er dort in den Sümpfen herumstudiert,
Notiert, kroktiert, rekognosziert.
Er reibt sich die Hände: Gerettet mein Sumpf!
  Der Sumpf ist Trumpf, der Sumpf ist Trumpf,
  Er schluckt die Russen mit Rumpf und Stumpf.
Und siehe, wie herrlich nun hat sich erfüllt,
Was das Geisterwort aus dem Sumpf ihm enthüllt;
Auf des Kaisers Gebot, ein eherner Wall,
Umbraust er die Feinde wie Hannibal.
Beengt, umdrängt, verzwängt sie mit Macht.
Generaloberst von Hindenburg hat das vollbracht.
Hunderttausend verschwanden im Sumpf!
  Der Sumpf ist Trumpf, der Sumpf ist Trumpf,
  Verschluckt sind die Russen mit Rumpf und Stumpf.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191412219/fragment/page=0002
DFG